

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 13 (1937)
Heft: 50

Artikel: Die Fieberkurve [Fortsetzung]
Autor: Glauser, Friedrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-752079>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Fieberkurve

WACHTMEISTER STUDERS NEUER FALL
ROMAN VON FRIEDRICH GLÄUSER

1. Fortsetzung

Studer war aufgefahren. Er stand dem Meitschi gegenüber. Wie hatte ihn die Marie genannt? Onkel Studer? Das verschlug ihm den Atem... Aber, b'hüetis, was war dabei? Er hatte das Meitschi geduzt, nach alter Berner Manier. Hatte da die Marie nicht ebenfalls das Recht auf eine gewisse Familiarität? Onkel Studer! Es wärmte... Exakt wie Bätzwasser.

«Wenn du schon», sagte Studer, und seine Stimme klang ein wenig heiser, «Onkel sagst, dann sag wenigstens: Vetter Jakob. Onkel! Das sagen die Schwaben...»

Marie war rot geworden. Sie blickte dem Wachtmeister ins Gesicht und sie hatte eine besondere Art, die Leute anzusehen: nicht eigentlich prüfend, mehr erstaunt — ruhig erstaunt, hätte man es nennen können. Studer fand, diese Art des Anschauens passe zu dem Mädchen. Aber er konnte sich vorstellen, daß sie anderen Leuten auf die Nerven fiel.

«Gut! Also!», sagte Marie. «Vetter Jakob!» Und gab dem Wachtmeister die Hand. Die Hand war klein, kräftig. Studer räusperte sich.

«Du bist abgereist... schön. Nach Paris hat mir dein Onkel erzählt. Mit wem?»

«Mit dem ehemaligen Sekretär meines Vaters. Koller hieß er. Er kam uns einmal besuchen und erzählte, er habe sich selbständig gemacht und brauche jemanden, zu dem er Vertrauen haben könne. Ob ich ihn begleiten wolle, als Stenotypist? Ich hatte die Handelsschule besucht und sagte ja...»

Pelzjackett, seidene Strümpfe, Wildlederschuhe... Lange das Salär einer Sekretärin für so teure Anschaffungen? Studer vergrub die Hände in den Hosensäcken. Ihm war ein wenig traurig zumute; darum rundete er den Rücken und fragte:

«Warum bist du jetzt auf einmal zur Mutter gefahren?»

Wieder der merkwürdig prüfende Blick.

«Warum?» wiederholte Marie. «Weil der Koller plötzlich verschwunden ist. Von einem Tag auf den anderen. Vor drei Monaten, dreieinhalb. Genau: am fünfzehnten September. Viertausend Franzosenfranken hat er mir zurückgelassen, und mit dem Geld hab' ich gelangt — bis Ende Dezember. Da hab' ich grad noch genug gehabt, um nach Basel zu fahren.»

«Warum bist du nicht mit deinem Onkel gefahren?»

«Er hat allein fahren wollen.»

«Hast du das Verschwinden angezeigt?»

«Ja. Auf der Polizei. Sie hat die Papiere beschlagnahmt... Ein gewisser Madelin hat sich um die Sache gekümmert. Einmal hat er mich vorgeladen...»

Ein Satz!... Ein Satz!... War er nicht zu erwischen, der Satz, den Kommissär Madelin gesprochen hatte, an jenem Abend, da Studer ihm das Telegramm vom neuen Jakobli gezeigt hatte? Was hatte Madelin da zum lebendigen Konversationslexikon Godofrey gesprochen:

«... Es stimmt etwas nicht mit den Papieren des Koller...» Das war es. Handelte es sich um den gleichen Koller?

Studer fragte:

«Wo hat deine Mutter die Andenken an deinen Vater aufbewahrt?»

«Im Schreibtisch», erwiderte Marie und wandte dem Raume wieder den Rücken zu. «In der zweituntersten Schublade.»

In der zweituntersten Schublade...

Sie war leer. Doch das allein wäre nicht allzu auffällig gewesen.

Auffällig aber war, daß der Einbrecher, der sie aufgebrochen hatte, sorgsam ein abgesplittertes Stück Holz wieder eingesetzt hatte. Studer schob die leere Schublade zu, dann folgte er dem Beispiel seines Vorgängers und paßte das Holzstückchen genau an seinen Platz. Er richtete sich auf, zog sein Nastuch aus der Tasche, beugte sich noch einmal zur Schublade herab und rieb dort alles sauber. Dazu murmelte er: «Man kann nie wissen...»

«Finden Sie etwas, Vetter Jakob?» fragte Marie, ohne sich umzuwenden.

«Die Mutter hat's wohl an einem andern Ort verbrämt...», brummte Studer. Und lauter fügte er hinzu: «Die erste Frau deines Vaters wohnt also in Bern und

Neueintretende Abonnenten erhalten den bisher erschienenen Teil des Romans auf Wunsch gratis nachgeliefert.

Wachtmeister Studer ist Großvater geworden, grad über Weihnachten. Seine Frau ist zur Tochter gereist, er aber hat rasch einen Abstecher nach Paris gemacht, um ein bißchen mit seinem Freunde und Kollegen Kommissär Madelin zusammensitzend. So feiern denn die beiden in einer Pariser Weinstube, zusammen mit Godofrey, dem Kriminalchemiker, die Ankunft des kleinen Jakobli fern von der Schweiz. Plötzlich gesellt sich ein Viertel zu ihnen, ein Mann in schwarzweißer Mönchskutte und Sandalen: Pater Matthias. Dieser sonderbare Heilige stellt sich als Landmann Studers, als Berner, heraus. Er müsse notwendig in die Schweiz, er habe dort zwei Schwägerinnen, eine in Basel und eine in Bern. Vielleicht brauche er die Polizei aus gewissen Gründen. Dann erzählt er die Geschichte eines Hellschers, derentwegen er hier sei. Die Geschichte spielt in Algerien, in Gréville, und handelt von einem Fremdenlegionär namens Collani. Dieser Collani sei eines Tages drüben in Algier im «Tranco»-Zustand zu Pater Matthias gekommen und habe hellscherische Fähigkeiten verloren. Eines Tages habe er zu ihm mit der Stimme seines Bruders gesprochen und ihn an die beiden Frauen in Basel und Bern erinnert. Dieser Bruder aber sei vor 15 Jahren an einem bösen Fieber in Fez gestorben. Der Sterbende habe damals Collani einen Brief gegeben, mit dem Auftrag, ihn nach 15 Jahren abzuschicken, was dieser auch besorgt habe. Nach dieser Begegnung habe er Pater Matthias, den Collani nie mehr gesehen. Die drei Kriminalisten vernehmen nun, daß die beiden Frauen die erste und die zweite Frau des verstorbenen Bruders seien, daß Pater Matthias mit 18 Jahren zur katholischen Religion übergetreten und darauf von seiner Familie verstoßen worden sei. Der Bruder sei Geologe gewesen und habe im marokkanischen Süden nach Erzen geschürft. In Fez sei er dann gestorben. Die Tochter des Toten sei in Paris bei dem Sekretär des verstorbenen Bruders angeheiratet. Die beiden Schwägerinnen heißen: Josepha Cleman-Hornuss, Basel, und Sophie Hornuss, Bern. Diesen beiden Frauen drohe Gefahr. Dann verschwindet der Geschichten erzählende Pater, um den Zug in die Schweiz zu erreichen. Auch Wachtmeister Studer fährt mit dem nämlichen Zug in die Heimat zurück. Ihm gegenüber sitzt ein Fräulein, mit dem er ins Gespräch gerät und das seine Mutter in Basel besuchen will. Es ist die Nichte von Pater Matthias, die Tochter Marie der Frau Josepha Cleman-Hornuss. Marie trifft die Mutter nicht mehr lebend an. Selbstmord durch Gasvergiftung scheint vorzuliegen. Studer nimmt sich der Sache sofort an, untersucht den Tatort und findet im Telefonbuch eine vergilbte Fieberkurve.

heißt...» Studer schlug sein Notizbuch auf, aber Marie kam ihm zuvor:

«Hornuss heißt sie, Sophie Hornuss, Gerechtigkeitsgasse 44. Sie war die ältere Schwester meiner Mutter und eigentlich meine Tante, wenn Sie so wollen...»

«G'spässrige Familienverhältnisse», stellte Studer trocken fest.

Marie lächelte. Dann verschwand das Lächeln und ihre Augen wurden dunkel und traurig. — Das habe sie manchmal auch gefunden, meinte sie, und Studer schalt sich einen Dubel, weil seine dumme Bemerkung dem Meitschi sicher Kummer gemacht hatte...

Im Flur kamen Schritte näher. Die aufgesprengte Tür kreischte in ihren Angeln und eine Stimme erkundigte sich, ob hier jemand Selbstmord begangen habe. — Es müsse wohl hier sein, sagte eine zweite Stimme, es stehe ja am Türposten! Cleman! Und fügte hinzu: «Aeb joo», und da habe man die Bescherung.

Studer kehrte in die kleine Küche zurück und stieß dort mit einem Uniformierten zusammen. Der Stoß war weich, denn der Sanitätspolizist war dick, rosig und glatt wie ein Säugling. Er schien ständig ein Gähnen unterdrücken zu müssen, überschüttete den Wachtmeister mit einem Schwall von Fragen, die tapfer mit «Jä» und «Joo» gewürzt waren. Außerdem gurgelte der Mann mit den «R» wie mit Mundwasser, anstatt sie ordentlich, wie sonstige Schweizer Christenmenschen, mit der Zunge gegen den Vordergaumen zu rollen. Der Herr Gerichtsarzt war alt und sein Schnauz vom vielen Zigarettenrauchen gelb.

Studer stellte sich vor, stellte Marie vor.

Die Tote in ihrem Lehnstuhl schien zu lächeln. Der Wachtmeister blickte ihr noch einmal ins Gesicht. Neben dem linken Nasenflügel saß eine Warze...

Die Leiche wurde fortgebracht, und zwar durch das Türlein in der Mauer. Es dauerte lange, bis man den Schlüssel zu diesem Mauertor aufgetrieben hatte — in der Wohnung der Toten war kein einziger Schlüssel zu entdecken. Ein Mieter, vom Lärm herbeigeloct, half aus.

Studer war müde. Er hatte keine Lust, seinem Kollegen von der Sanitätspolizei die Merkwürdigkeiten des Falles aufzuzählen: den schiefen Hebel am Gaszähler, die Ausgestiefler der alten Frau im Schlafrock... Der Wacht-

meister stand und starrte auf das Messingschild: «Josepha Cleman-Hornuss, Witwe.»

Dann lud er Marie zu einem Kaffee ein. Das schien ihm das Vernünftigste...

Die erste Frau.

Bald nach Olten begann es zu schneien. Studer saß im Speisewagen und sah durch die Scheiben. Die Hügel, die vorbeiglichen, waren weich hinter dem weißen Vorhang, der so regelmäßig-ununterbrochen fiel, daß er bewegungslos schien...

Vor dem Wachtmeister stand blaues Kaffeegeschirr und daneben in Reichweite eine Karaffe mit Kirsch. Studer wandte die Blicke vom Fenster ab und dem neuen Ringbuch zu, das aufgeschlagen vor ihm lag. Er hielt den Bleistift zwischen Zeige- und Mittelfinger und schrieb in seiner winzigen Schrift, deren Buchstaben selbständig nebeneinander standen, wie beim Griechischen:

«Cleman-Hornuss Josepha, Witwe, 55 Jahre alt. Gasvergiftung. Selbstmord? Dagegen sprechen: schiefe Stellung des Hauptbalkens am Gasmesser. Fehlen der Schlüssel zur Wohnungstür und zum Gartentor, aufgesprengte Schublade am Schreibtisch... Und der Telefonanruf...»

Der Telefonanruf! Studer auf seinem Platz im Speisewagen des Schnellzuges Basel—Bern hörte die Stimme wieder — und wie damals im Wohnraum der Witwe Cleman-Hornuss kam sie ihm bekannt vor. Sie erinnerte ihn an eine andere Stimme, die er vor wenigen Tagen gehört hatte, in einer kleinen Beize bei den Pariser Markthallen — das heißt der Ton der Stimme war der gleiche, die Stimmlage ähnlich...

Und betrunken hatte die Stimme getönt. Atemlos, wie bei einem Mann, der hintereinander ein paar Gläser Kognak hinuntergeschüttet hat. Erste Frage: Was hatte dieser Betrunkene mit seinem Anruf bezweckt? Und die zweite: Wo hatte sich Pater Matthias vom Orden der Weißen Väter in dieser Zeit aufgehalten? In welcher Kirche hatte er seine Morgenmesse gelesen? In jener Zementkirche, die von den Baslern das «Seelensilo» getauft worden war?

Studer startete gedankenverloren vom Fenster hinaus, streckte die Hand aus, erwischte statt des Kaffeekännchens die Karaffe mit dem Kirsch, goß seine Tasse voll, führte sie zum Mund und merkte den Irrtum erst, als er die Tasse schon geleert hatte. Er sah auf, begegnete dem Grinsen des Kellners, grinst freundlich zurück, zuckte mit den Achseln, hob die Karaffe noch einmal, z'Trotz, leerte den Rest des Schnapses in seine Tasse und begann eifrig zu schreiben.

«Cleman Alois Victor. Geologe im Dienste der Gebrüder Mannesmann. Schürfungen nach Blei, Silber, Kupfer. Seine Brotherren werden 1915 in Casablanca standrechtlich erschossen, weil sie einigen Deutschen zur Desertion aus der Fremdenlegion verholfen hatten. Cleman als Denunziant! Cleman kehrt 1916 nach der Schweiz zurück, reist aber im gleichen Jahre im Auftrag der französischen Regierung wieder nach Marokko. Inspeziert die von den Gebrüdern Mannesmann im Süden des Landes erstellten Bleiöfen. Wird im Juli 1917 schwer erkrankt mit einem Flugzeug nach Fez gebracht. Stirbt nach Aussagen der Tochter, die sich auf ein unauffindbares Telegramm stützen, am 20. Juli all dort. Hinterläßt geringe Erbschaft. War zweimal verheiratet. Erste Frau lebt in Bern (siehe Angaben des Paters). Scheint Vermögen zu besitzen. Ist Schwester der in Basel verstorbenen Josepha Cleman.»

Herzogenbuchsee... Es hatte aufgehört zu schneien. Die trockene Hitze im Wagen machte schläfrig und Studer träumte vor sich hin...

Fremdenlegion! Marokko! Die Sehnsucht nach den fernen Ländern und ihrer Buntheit, die schüchtern nur, sich gemeldet hatte, damals, bei Pater Matthias' Erzählung, sie wuchs in Studers Brust. Ja, in der Brust! Es war ein sonderbar ziehendes Gefühl, die unbekanntem Welten lockten und Bilder stiegen auf — ganz wahr träumte man sie. Unendlich breit war die Wüste, Kamele trabten durch

(Fortsetzung Seite 1588)

ihren goldgelben Sand, Menschen, braunhäutige, in wallenden Gewändern, schritten majestätisch durch blendendweiße Städte. Von einer Rüberbande wurde Marie geraubt — wie gelangte Marie plötzlich in den Traum? — sie wurde geraubt und man durfte sie befreien. «Danke, Vetter Jakob!» sagte sie. Das war Glück! Das war etwas anderes als das ewige Rapport-schreiben im Amtshaus z'Bärn, im kleinen Bureau, das nach Staub und Bodenöl roch... Dort unten gab es andere Gerüche — fremde, unbekannt. Und in des Wachtmeisters Kopf stiegen Erinnerungen auf: an das «Hohe Lied Salomonis», an die Märgen aus Tausendund einer Nacht...

Vielleicht, vielleicht war dies wirklich der große Fall...

Vielleicht, vielleicht wurde man offiziös nach Marokko entsandt...

Auf alle Fälle empfahl es sich, gleich morgen zu frühesten Stunde in die Gerechtigkeitssasse Nr. 44 zu gehen, um die geschiedene Frau des Geologen auszufragen...

... Burgdorf... Studer leerte den Rest des kalten Kaffees in seine Tasse, trank das Gemisch, fand seinen Geschmack abseulich und rief: «Zahlen!» Der Kellner grinste wieder vertraulich. Aber Studer war es nicht mehr ums Lachen zu tun. Er konnte Marie nicht vergessen, die mit dem Sekretär Koller nach Paris gereist war, — Pelzjackett, seidene Strümpfe, Wildlederschuhe! — Es war nicht zu leugnen, daß er Marie liebgewonnen hatte... Ihm war, als habe er eine Tochter wiedergefunden. Denn seine Tochter hatte vor einem Jahr einen Landjäger aus dem Thurgau geheiratet — nun war sie Mutter, und dem Wachtmeister war es, als habe er sie endgültig verloren. All diese unklaren Empfindungen waren wohl schuld, daß er dem vertraulichen Kellner nur zwanzig Rappen Trinkgeld gab.

Seine Laune besserte sich auch nicht, als er in Bern ausstieg. Die Wohnung auf dem Kirchenfeld war leer — Studer hatte keine Lust, den Ofen zu heizen. Er ging ins Café, um dort Billard zu spielen, besuchte hernach ein Kino und ärgerte sich über den Film... Später trank er irgendwo ein paar große Helle, aber auch die bekamen ihm nicht. So legte er sich denn gegen elf Uhr mit einem zünftigen Kopfweh zu Bett. Er konnte lange nicht einschlafen.

Die alte Frau mit der Warze neben dem linken Nasenflügel, die so ruhig und gelöst in ihrem grünen Lehnstuhl saß, neben dem zweiflamrigen Gasréchaud, kam in der Dunkelheit zu Besuch... Marie tauchte auf, verschwand. Dann war der Silvesterabend da, Kommissär Madelin und das Lexikon Godofrey... Besonders dieser Godofrey, der mit seiner Hornbrille einer noch nicht flüggen Eule glich, ließ sich nicht vertreiben... «Pour madame!» sagte Godofrey und reichte eine Gansleberterrine durchs Waggonfenster... Aber da wurde die Terrine riesig groß, grün und feist und grimassierend hockte sie oben auf einem Wandbrett und war ein Gaszähler — ein Kopf war dieser verdammte Gaszähler, ein Traum-ungefüm, das mit seinem einzigen Arm signalisierte... Senkrecht, waagrecht, schief stand der Arm... Marie ging mit dem Pater Matthias Arm in Arm — aber es war nicht Pater Matthias, sondern der Sekretär Koller, der aussah wie des Wachtmeisters Doppelpänger...

Im Halbschlaf hörte sich Studer laut sagen: «Da isch einewäg Chabis!»

Seine Stimme dröhnte durch die leere Wohnung, verzweifelt tastete Studer das Bett neben dem seinen ab. Aber das Hedy war noch immer im Thurgau, um das neue Jakobli zu pflegen... Aechzend zog er den Arm zurück, denn ihn fror. Und dann schlief er plötzlich ein...

*

— Ob es in Paris schön gewesen sei, fragte am nächsten Morgen um neun Uhr Fahnderkorporal Murmann, der mit Studer das Bureau teilte. Der Wachtmeister war noch immer schlechter Laune; er grunzte etwas Unverständliches und bearbeitete weiter die Tasten seiner Schreibmaschine. Im Raume roch es nach kaltem Rauch, Staub und Bodenöl. Vor den Fenstern pfiff die Bise, und der Dampf knackte in den Heizkörpern.

Murmann setzte sich seinem Freunde Studer gegenüber, zog den «Bund» aus der Tasche und begann zu lesen. Seine mächtigen Armmuskeln hatten die Aermel seiner Kutte aus der Façon gebracht.

«Köbu!» rief er nach einer Weile. «Los' einisch!» «Jaaa», sagte Studer ungeduldig. Er mußte einen Rapport über einen vor undenklichen Zeiten passierten Mansardendiebstahl schreiben, den der Untersuchungsrichter I mit viel Geschrei am Telefon verlangt hatte. «In Basel», fuhr Murmann gemütlich fort, «hat sich eine mit Gas vergiftet...»

— Das wisse er schon lange, sagte Studer gereizt. Murmann ließ sich nicht aus der Ruhe bringen.

— Selbstmord mit Gas sei ansteckend, meinte er. Heut' morgen habe man ihn um sechs Uhr in die Gerechtigkeitssasse geholt, sie hätten gegenwärtig keine Leute auf der Stadtpolizei, alles sei noch in den Ferien... Ja... Und in der Gerechtigkeitssasse habe sich auch eine Frau mit Gas vergiftet.

«In der Gerechtigkeitssasse? Welche Nummer?» fragte Studer.

«Viervierzig», murmelte Murmann, kaute an seinem Stumpfen, kratzte sich den Nacken, schüttelte den «Bund» zurecht und las den Leitartikel weiter.

Plötzlich schrak er auf, ein Stuhl war umgefallen. Studer beugte sich über den Tisch, sein Atem ging schwer. — Wie die Frau heiße?... Sein sonst bleiches Gesicht war gerötet.

«Köbu», erkundigte sich Murmann gemütlich, «hescht Stimmer?»

Nein, Studer hatte keine Gehörshalluzinationen, er verwahrte sich mit heftigem Kopfschütteln gegen derartige Zumutungen, aber er wollte den Namen der Toten wissen.

«E G'schydni, e Charteschlägere...», sagte Murmann. «Hornuss, Hornuss Sophie», und betonte den Vornamen auf der ersten Silbe. Die Leiche sei schon im Gerichtsmedizinischen...

«So», sagte Studer nur, klapperte noch einen Satz, riß den Bogen von der Walze, malte seine Unterschrift, ging zum Kleiderhaken, zog den Raglan an und schmettete die Türe hinter sich ins Schloß...

«Ja, ja, der Köbu!» nickte Murmann und zündete den Stumpfen wieder an; dann las er schmunzelnd den Leitartikel zu Ende, der vom Anwachsen der roten Gefahr handelte. Denn Murmann war freisinnig und glaubte an diese Gefahr...

*

Gerechtigkeitssasse 44. Neben der Haustür das Schild einer Tanzschule. Hölzerne Stiegen. Sehr sauber, nicht wie in jenem anderen Haus — am Spalenberg. Im dritten Stock, auf einer gelben gestrichenen Tür, die offenstand, eine Visitenkarte: «Sophie Hornuss.»

Diese Frau war also nicht von Beruf Witwe gewesen! Studer trat ein.

Auf dem Boden lag das Schloß, das beim Aufsprengen der Tür herabgefallen war.

Stille...

Das Vorzimmer geräumig und dunkel. Links ging eine Glasure in die Küche. Studer schnupperte: auch hier wieder der Gasgeruch. Das Küchenfenster stand offen, die Lampe, die von der Decke hing, trug über dem Porzellschirm ein Stück quadratischen Seidenstoffes von violetter Farbe, an dessen Ecken braune Holzkugeln hingen. Sie pendelte hin und her.

Nah dem Fenster ein solider Gasherd mit vier Brennern, Backröhre, Grill. Und neben dem Gasherd ein bequemer lederner Klubsessel, der sich merkwürdig genug in der Küche ausnahm. Wer hatte ihn aus dem Wohnzimmer in die Küche geschleppt? Die alte Frau?

Auf dem mit Waschtuch überzogenen Küchentisch lagen Spielkarten, vier Reihen zu acht Karten. Die erste Karte der obersten Reihe war der Schaufelbauer, der Pique-Bube.

Studer hatte die Hände auf den Rücken gelegt und ging in der Küche auf und ab, öffnete den Schrank, schloß ihn wieder, nahm eine Pfanne von der Wand, lupfte einen Deckel...

Im Schüttstein stand eine Tasse mit schwarzem Satz auf dem Grunde... Studer roch daran: ein schwacher Anisgeruch. Er kostete.

Der bittere Nachgeschmack, der lange an der Zunge haftete... Der Geruch! — Es war ein Zufall, daß Studer beides kannte. Vor zwei Jahren hatte ihm der Arzt gegen Schlaflosigkeit Somnifen verschrieben.

Somnifen!... Der gallenbittere Geschmack, der Anisgeruch... Hatte die alte Frau auch an Schlaflosigkeit gelitten?

Aber warum, zum Tüüfu, hatte sie ein Schlafmittel genommen, hernach ein Klubauteil in die Küche geschleppt und schließlich die Hähne des Gasherd aufgedreht? Warum?

Eine tote Frau in Basel, eine tote Frau in Bern... Als Verbindungsglied zwischen den beiden der Mann: Cleman Alois Victor, Geologe und Schweizer, gestorben im Militärspital zu Fez während des Weltkrieges. Warum begingen die beiden Frauen des Mannes Cleman fünfzehn Jahre später Selbstmord? Die eine heute, die andere gestern? Begingen Selbstmord auf eine, gelinde gesagt, merkwürdige Manier?

War dies vielleicht der «Große Fall», von dem jeder Kriminalist träumt, auch wenn er nur ein einfacher Fahnder ist?

«Einfach!»... Das Wort paßte eigentlich nicht auf den Wachtmeister. Wäre Studer «einfach» gewesen, so hätten seine Kollegen, vom Polizeihauptmann bis zum simplen Gefreiten, nicht behauptet, er «spinne mängisch».

An dieser Behauptung war zum Teil die große Bankgeschichte schuld, die ihm das Genick gebrochen hatte, damals, als er wohlbestallter Kommissär bei der Stadtpolizei gewesen war. Er hatte den Abschied nehmen und bei der Kantonspolizei als einfacher Fahnder wieder anfangen müssen. In kurzer Zeit war er zum Wachtmeister aufgestiegen; denn er sprach fließend drei Sprachen: Französisch, Italienisch, Deutsch. Er las Englisch. Er hatte bei Groß in Graz und bei Locard in Lyon gearbeitet. Er besaß gute Bekannte in Berlin, London, Wien — vor allem in Paris. An kriminologische Kongresse wurde gewöhnlich er delegiert. Wenn seine Kollegen behaupteten, er spinne, so meinten sie vielleicht damit, daß er für einen Berner allzuviel Phantasie besaß. Aber auch dies stimmte nicht ganz. Er sah vielleicht nur etwas weiter als seine Nase, die lang, spitz und dünn aus seinem hageren Gesicht stach und so gar nicht zu seinem massiven Körper passen wollte.

Studer erinnerte sich, daß er einen Assistenten am Gerichtsmedizinischen von einem früheren Fall her kannte. Er ging durch die Wohnung und suchte das Telefon. Im Wohnzimmer — rote Plüschfauteils mit Deckchen, verschnörkelter Tisch, Säulenschreibtisch — war das Telefon an der Wand angebracht.

Studer hob den Hörer ab, stellte die Nummer ein.

«Ich möchte Dr. Malapelle sprechen... Ja?... Sind Sie's, Dottore? Haben Sie die Sektion schon gemacht?... Jawohl, von der Gasleiche, wie sie sagen... Senti, Dottore!...» Und Studer sprach weiter Italienisch, erzählte von seinem Verdacht auf Somnifen... Der Arzt versprach das Protokoll auf den Nachmittag.

Dann blätterte der Wachtmeister weiter im Telefonbuch. Nein, hier war keine Fieberstabelle versteckt. Das Zimmer sah nicht aus, als sei es durchsucht worden. Studer probierte die Schubladen am Schreibtisch, sie waren verschlossen.

(Fortsetzung Seite 1590)

Bücher zu Weihnachten

Arnold Heim und August Gansser

Thron der Götter

Erlebnisse der Ersten Schweizerischen Himalaja-Expedition. Umfang 392 Seiten. Mit 18 Textillustrationen und 11 Notenbeispielen, 220 Tiedruckabbildungen nach Photographien der Verfasser, 2 Panoramata mit 1 mehrfarbigen Spezialkarte als Sonderbeilage. In Rohleinen gebunden Fr. 16.80

Monique Saint-Héliar

Morsches Holz

Roman. Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von R. J. Humm. Umfang 416 Seiten. Gebunden Fr. 8.50

Wolfgang Schwertenbach

Kümmerli der Kleinbürger und andere Kurzgeschichten

Illustrationen von W. Oberholzer. Umfang 176 Seiten. Kartoniert... Fr. 3.80. Leinen... Fr. 4.80

Kurt Siodmak

Die Macht im Dunkeln

Ein Zukunftsroman. In der ZI erschienen. Umfang 248 Seiten. Kartoniert... Fr. 3.80

A. t'Serstevens

Gold an Bord

Abenteuerroman. Aus dem Französischen übersetzt von Marcel Gollé. In der ZI erschienen. Umfang 236 Seiten. Kartoniert... Fr. 3.80

Lisa Wenger

Was habe ich mit Dir zu schaffen

Drei Frauenschicksale. Umfang 226 Seiten. Ganzleinen Fr. 5.80

Richard B. Metzig

Kammermusik

Diese Sonette sind eminent lebensnah, und ihre Musikalität entspricht der gewählten Form. Kartoniert... Fr. 2.—

Jean Giono

Vom wahren Reichtum

Umfang 240 Seiten mit 112 großen Tiedruckbildern nach Photographien von Gerull-Kardas. Ganzleinen... Fr. 9.—

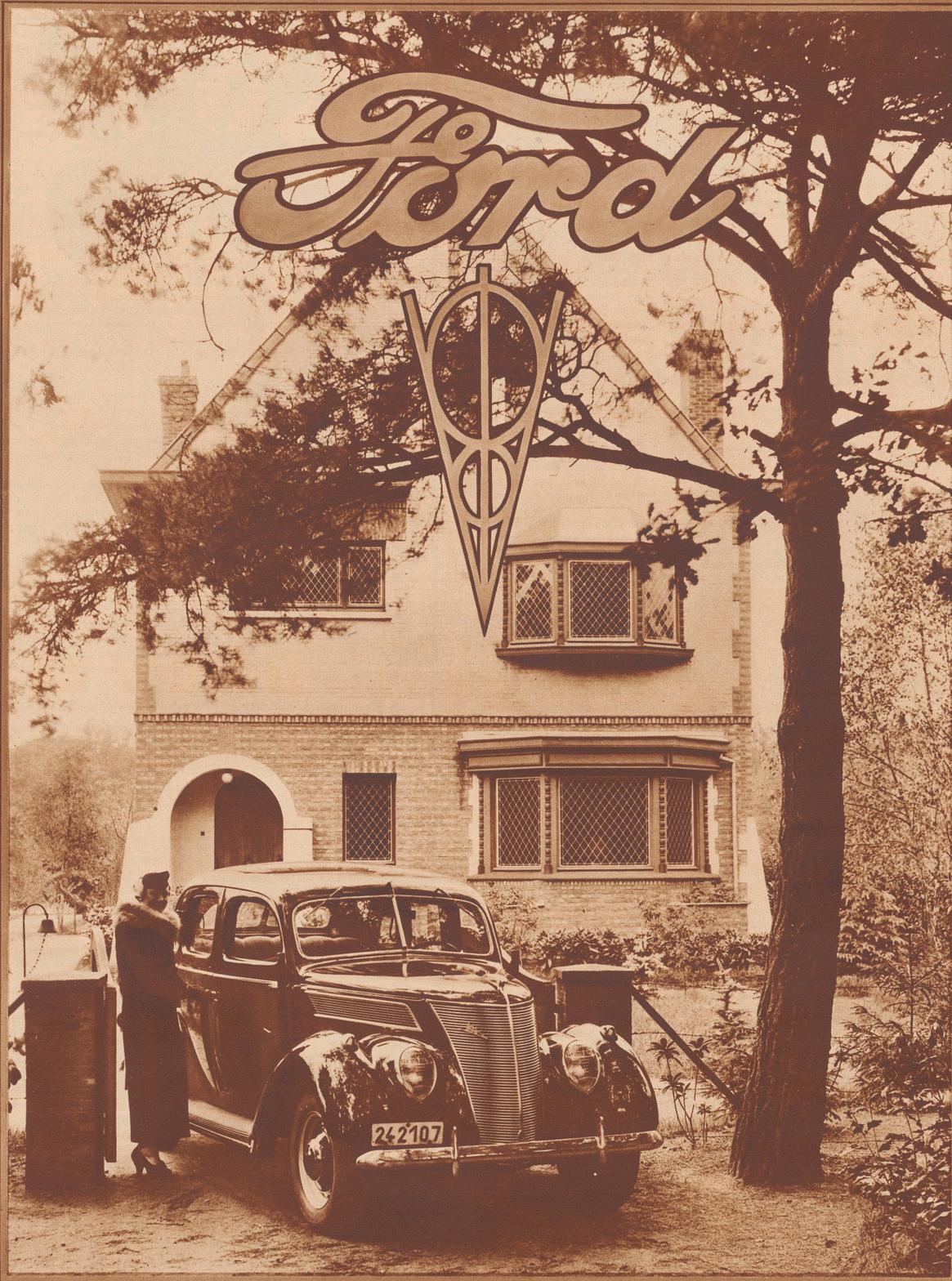
Paul Wehrli

Jeder geht seinen Weg

Roman. Umfang 262 Seiten. Ganzleinen... Fr. 5.80

Wir bitten Einzel-Prospekte und das neue Verlags-Verzeichnis zu verlangen!

Morgarten-Verlag A.G. Zürich



AARAU . . . F. W. Knapp, Groß-Garage Central, Telephon Nr. 500
 BASEL Autavia A.G., Hardstraße 14
 BERN Willy & Co., b. Lorrainebrücke
 BIENNE Grand-Garage du Jura, S. A., 18, rue Gouffi
 CHUR Central-Garage der Rhät. Lagerhaus A.G., Gürtelstr. 15

FRAUENFELD W. Merz & Co., Bleicherstraße 61
 LUZERN Th. Willy, Bundesplatz 6
 NEUHAUSEN Gerhard Bühler, Centralstraße 121
 OLTEN G. R. Pilloud, Garage Bifang
 ST. GALLEN Müller & Häne, St.-Leonhard-Garage, Bogenstr. 9
 WINTERTHUR Werner Frick, St.-Gallen-Straße 16

ZÜRICH Tip-Top-Garage A.G., Seehofstraße 16
 BADEN Fritz Wymann, Garage, Römerstraße 1
 BURGDORF Werner Bärtschi, Bahnhofgarage, Ob. Kirchbergstr. 41
 THUN R. Pulver, Bahnhof-Garage
 SOLOTHURN Touring Motor A.G.

Das Schlafzimmer ... Ein riesiges Bett darin und vor dem einzigen Fenster rote Plüschvorhänge. Sie verdunkelten den Raum. Studer zog die Vorhänge auf.

Ueber dem Bett hing das Bild eines Mannes.

In Bern eine einsame Frau, in Basel eine einsame Frau. — Die Frau in Bern hatte es ein wenig schöner gehabt (Zweizimmerwohnung mit Küche), während die Josepha in Basel den Durchgangskorridor zum Wohn- und Schlafzimmer als Küche benutzt hatte. Aber einsam waren sie beide gewesen. Studer ertrappte sich darauf, die alten Frauen bei ihrem Vornamen zu nennen. Die Josepha in Basel und die Sophie in Bern, beide schlürften sie in Finken in ihren Wohnungen herum, und wahrscheinlich gingen sie auch in Finken über die Straße «go poschte» ...

Merkwürdig, daß in der Wohnung der Josepha in Basel kein Bild des verstorbenen Geologen hing. Josepha war doch die rechtmäßige Gattin gewesen, während die Sophie nur eine «G'schydni» war ...

Aber über dem Bett der Geschiedenen hing, mit dicken Holzleisten eingerahmt, die vergrößerte Photographie des Cleman Alois Victor. Denn nur um diesen konnte es sich handeln.

Er trug auf dem Bilde einen dunkeln, gekräuselten Bart, der den hohen Westenausschnitt so vollständig verdeckte, daß die Form der Krawatte nicht festzustellen war. Ein Bart! Zeichen der Männlichkeit vor dem Krieg!

Der Bart mußte dem Geologen und Schweizer heiß gegeben haben, dort unten in Marokko, beim Silber-, Blei- und Kupferschürfen! ... Dazu trug der Mann eine Brille, deren ovale Gläser die Augen verbargen. Verbergen? Es war nicht das richtige Wort! ... Sie ließen nur den Blick sonderbar matt und unbeteiligt erscheinen — unpersönlich. Und dadurch wurde auch das ganze Gesicht ausdruckslos.

Ein schöner Mann! Wenigstens das, was man in jenen vorsintfluthlichen Zeiten unter einem schönen Mann verstanden hatte. ...

Studer starrte auf das Bild; er schien zu hoffen, daß ihm der Ehemann von zwei Frauen etwas erzählen werde. Aber der weitgereste Geologe blickte so gleichgültig drein, wie nur ein Wissenschaftler gleichgültig dreinblicken kann. Und der Wachtmeister kehrte ihm endlich verärgert den Rücken zu.

Als er wieder die Küche betrat, war der lederne Klubsessel nicht mehr leer.

Ein Mann saß darin, der ein merkwürdiges Spiel spielte: er hatte seine Mütze, die aussah wie ein vom Töpfer verpuschter Blumentopf, über den Zeigefinger seiner Rechten gestülpt. Mit seiner Linken gab er dem vertäschten Gebilde kleine Stöße und brachte es zu einem langsamen Kreisen.

Der Mann, der eine weiße Kutte trug, blickte auf:

«Bonjour, inspecteur!» sagte er. Und dann fügte er in einem fremdländlich klingenden Schweizerdeutsch hinzu: «Es guets Neus!»

«Glychfalls!» antwortete Studer, blieb unter der Tür stehen und lehnte sich an den Pfosten.

Pater Matthias.

«Der Gründer unseres Ordens, Kardinal Lavigerie», sagte Pater Matthias und fuhr fort, seinem verpuschten Blumentopf, den sie drüben in Afrika Scheschia nannten, kleine Stöße zu geben, «unser großer Kardinal soll einmal geäußert haben: „Ein wahrer Christ kommt nie zu spät.“ Ganz sicher ist dieser Ausspruch nur in übertragener Bedeutung richtig, denn auf unser Erdenleben angewandt, kann er nicht stimmen. Dieses ist abhängig von menschlichen Einrichtungen, als da sind: Eisenbahnzüge, Dampfboote, Automobile ... Meine Nichte Marie, die ich gestern abend noch traf, erzählte mir, was in Basel vorgefallen ist. Ich habe darum schleunigst ein Taxi gemietet und bin nach Bern gefahren, denn es fuhr kein Zug mehr. Unterwegs hatten wir eine Panne — auch das kommt vor. Und so bin ich erst jetzt hier angekommen, die Türe war aufgebrochen, das Schloß lag am Boden — es roch noch ganz leicht nach Gas ... Und dann hörte ich Schritte in der Wohnung. „Ist vielleicht“, dachte ich bei mir selbst, „jener sympathische Inspektor anwesend, dessen Bekanntschaft zu machen ich in Paris die Ehre und das Vergnügen hatte? Das wäre eine wahrhaft göttliche Fügung!“ Es stimmte ...»

Zuerst hatte Studer überhaupt nicht zugehört, sondern mehr dem Klange der Rede gelauscht und ihn mit dem Tonfall jener anderen Stimme verglichen, die ihn am Telephon ausgelacht hatte. Der Pater sprach ein ausgezeichnetes Hochdeutsch, nur hin und wieder, bei Worten wie «gedacht» und «leicht» klang das «ch» gaumig-schweizerisch ... Die Stimme war eine richtige Kanzelstimme, tief, orgelnd, und sie paßte eigentlich nicht recht zu dem dürftigen Körper. Aber Stimmen kann man verstellen, nicht wahr? In der kleinen Pariser Beize hatte die Stimme etwas anders geklungen, ein wenig höher vielleicht. War die französische Sprache, die der Pater damals gebraucht hatte, an dieser Verschiedenheit schuld?

Studer bückte sich plötzlich und hob das Schloß vom Boden auf. Er betrachtete es aufmerksam, sah dann in die Höhe und seine Blicke suchten nach dem Gaszähler.

Er war nicht in der Küche. Gerade über der Flurtür hockte er und sah genau so grün und feist und grimasierend aus wie sein Bruder in Basel ...

Und der Hebel, der als Haupthahn funktionierte, stand schief. Er stand schief und bildete einen Winkel von fünfundvierzig Grad ...

Studer betrachtete wieder das Schloß in seiner Hand. Da hörte er die Kanzelstimme sagen:

«Falls Sie eine Lupe brauchen sollten, Inspektor, so kann ich mit einer solchen dienen. Ich beschäftige mich nämlich mit Botanik und Geologie und trage darum immer ein Vergrößerungsglas in der Tasche ...»

Der Wachtmeister blickte nicht auf, er hörte die Federn des Klubsessels ächzen, dann wurde ihm etwas in die Hand geschoben — er hielt das Glas vor Auge ...

Kein Zweifel, rund um das Schlüsselloch waren graue Fäserchen zu sehen, besonders am vorstehenden, oberen Rand, so, als habe sich ein Schnürlein an der scharfen Kante gewetzt.

... Und der Haupthahn bildete einen Winkel von fünfundvierzig Grad! ...

Verrückt! ... Angenommen, die alte Frau hatte ein Schlafmittel genommen und war darauf in ihrem ledernen Klubsessel eingeknickt — wäre es da für den mußmaßlichen Mörder nicht einfacher gewesen, im Vorbeigehen den Haupthahn zu öffnen und sich dann still zu entfernen? ... Wenn nämlich ein Mord vorlag ...

Warum unnötig komplizieren? Eine Schnur am Haupthahn anbringen, sie oben über die Gasröhre führen, das Ende der Schnur durchs Schlüsselloch stecken und dann von außen ziehen, ziehen, bis die Schlinge vom eisernen Hebelschüssel abrutschte und man die Schnur hinausziehen konnte? ...

«Alte Frauen haben einen leisen Schlaf ...», sagte Pater Matthias. Lächelte er? Es war schwer festzustellen, trotz der spärlichen Schnurrbarthaare, die über seinen Mund fielen, wie ein feingehäkelter Spitzenvorhang. Aber er hielt den Kopf gesenkt und ließ seine rote Mütze kreisen. Ein Sonnenstrahl fiel durchs Küchenfenster und um die Tonsur am Hinterkopf glitzerten die kurzen Haare wie Eis ...

«Danke», sagte Studer und gab die Lupe zurück. Der Pater ließ sie in seiner grundlosen Kutentasche verschwinden, zog die Tabakdose hervor, schnupfte ausgiebig und sagte dann:

«Damals, in Paris, als mir die Ehre zuteil wurde, Ihre Bekanntschaft zu machen, mußte ich so plötzlich aufbrechen, daß es mir versagt geblieben ist, Ihnen andere wichtige Details zu erzählen ...» (Stocken) «... über meinen Bruder, meinen zu Fez verstorbenen Bruder.»

«Wichtiges?», fragte Studer und hielt den angebrannten Strohhalm unter die Brissago.

«Wie man's nimmt.» Der Pater schwieg, spielte mit seiner Scheschia, schien plötzlich einen Entschluß gefaßt zu haben, denn er stand auf (die vertäschte Kappe ließ er auf dem Lehnstuhl liegen) und sagte:

«Ich werde Ihnen einen Kaffee brauen ...»

«Mira ...», murmelte Studer. Er saß auf einem weißgeschuerten Küchenhockerli neben der Tür und hatte die Augen bis auf einen schmalen Spalt geschlossen. Nur die Verwunderung verbergen, dachte er, und besonders die Neugierde! Der Mann dort hatte es darauf abgesehen, ihn zu verwirren. Denn: Tatsache war, daß in dieser Küche vor nicht langer Zeit eine alte Frau ums Leben gekommen war. Aber der Pater schien nicht einen Augenblick an diese Tatsache zu denken, er nahm eine Pfanne, füllte sie am Wasserhahn, stellte sie auf einen Brenner. Dann schaute er den Wachtmeister von seinem Hockerli auf, bestieg den Schemel, um den Haupthahn ganz aufzudrehen (nun stand er senkrecht), kletterte herab und sagte zerstreut: «Wo mag wohl der Kaffee sein?»

Und Studer sah das Holzgestell über dem Gasréchard in der Küche am Spalenberg und die Blechdosen mit der abgestoßenen Emailglatur: «Kaffee», «Salz», «Mehl». Hier gab es nichts dergleichen. Im Küchenschrank ein roter Papiersack mit gemahlenem Kaffeepulver.

Ein leiser Knall — der Pater hatte die Flamme unter der Pfanne angezündet. Nun ging er mit weitausholenden Schritten in der Küche auf und ab, die Falten an seiner Kutte zersplitterten, formten sich wieder, und bisweilen, sekundenlang nur, traf den weißen Stoff ein Sonnenstrahl: dann leuchtete die Stelle wie ein frischgeprägter Silberling ...

«Er hat es prophezeit, mein Hellscherkorporal», sagte Pater Matthias. «Er hat es gewußt ... Zuerst die in Basel, dann die in Bern. Und wir beide haben die beiden alten Frauen nicht mehr retten können. Ich nicht, weil ich jedesmal zu spät gekommen bin. Sie nicht, Inspektor, weil Sie ungläubig waren.»

Schweigen. Die Gasflamme schlug zurück, es pfiff sonderbar dumpf und höhnisch; Pater Matthias behob die Störung.

«Ich hatte den beiden Frauen geschrieben, sie möchten sich in acht nehmen, es drohe ihnen Gefahr. Ich habe Josepha in Basel besucht, gleich nach meiner Ankunft, das war vorgestern — vorgestern morgen. Am Abend wollte ich noch einmal zu ihr, aber es war spät geworden. Um elf Uhr läutete ich an ihrer Wohnung. Alles war dunkel, niemand öffnete mir.»

«Roch es nicht nach Gas?» fragte Studer und auch er sprach Schriftdeutsch.

«Nein.» Pater Matthias beschäftigte sich mit der Pfanne auf dem Herd. Er hatte dem Wachtmeister den Rücken zugekehrt. Das Wasser kochte. Pater Matthias schüttete das Kaffeepulver darein, ließ die Mischung aufkochen, drehte das Gas ab und schüttete mit einer Kelle ein wenig kaltes Wasser in die Brühe. Dann nahm er Tassen aus dem Schrank, murmelte: «Wo hat die alte Frau ihren Schnaps verwahrt? Wo? — Im untern Küchenschrank! — Wollen Sie wetten, Inspektor, daß er im untern Küchenschrank steht? ... Sehen Sie!»

Er füllte die Tassen, tat geschäftig mit: «Bleiben Sie nur sitzen! Lassen Sie sich nicht stören!» Und brachte den Kaffee, den er tapfer mit Kirschkorn verdünnt hatte, dem Wachtmeister. Es war gespenstisch, fand Studer, das Kaffeetrinken um zehn Uhr morgens in der leeren Wohnung. Es kam ihm vor, als hockte die alte Frau, deren Gesichtszüge ihm unbekannt waren, in dem ledernen Klubsessel und sagte: «Serviert-ech ungschier, Wachtmeister, aber denn suchet myn Mörder!»

Und es war wie ein Weiterspinnen dieser Vision, als Studer fragte:

«Wie sah sie eigentlich aus, die Sophie Hornuss?»

Pater Matthias, der wieder seine Wanderung durch die Küche aufgenommen hatte, blieb stehen. Seine Hand fuhr in die unergründliche Tasche seiner Kutte und brachte ein kleines Ding aus rotem Leder zum Vorschein, das wie ein Taschenspiegel aussah. Aber statt des Spiegels sah man beim Aufklappen zwei Photographien.

Studer betrachtete die Bilder. Das eine stellte die Josepha dar: denn nicht zu verkennen war die Warze neben dem linken Nasenflügel. Nur war das Bild aufgenommen worden, als die Frau noch jung war. Viel Güte lag um den Mund, um die Augen ...

Das andere Bild — Studer wußte gar nicht, daß er sich räusperte, daß er auf die Photographie starrte und starrte ...

Die Augen vor allem: verschlagnene, stechende Augen. Ein schmaler Mund — nur ein Strich waren die Lippen in dem jugendlichen Gesicht. Jugendlich? Warum nicht gar! Gewiß, die Photographie stellte eine Frau dar, Mitte der Zwanzigerjahre, aber es war eines jener Gesichter, die nie altern — oder nie jung sind. Beides war richtig. Und noch etwas ließ sich aus dem Bild begreifen: daß der Schweizer Geologe Cleman Alois Victor die Scheidung verlangt hatte. Mit solch einer Frau war nicht gut zusammenspannen! ... — Eine hochgeschlossene Bluse, ein Stehkragen mit Stäbli, der das spitze Kinn trug ... Und Studer konnte es nicht verhindern, daß ihm ein Frösteln über den Rücken lief ...

Die Augen! Sie waren geladen mit Hohn, mit höhnischem Wissen. Sie schrien es dem Beschauer entgegen: «Ich weiß, ich weiß viel! Aber ich sage nichts!»

Was wußte die Frau?

«Wann hat sich Ihr Bruder scheiden lassen?» fragte Studer und seine Stimme war ein wenig heiser.

«1908. Und im nächsten Jahr heiratete er wieder. 1910 wurde Marie geboren ...»

«Und 1917 ist Ihr Bruder gestorben?»

«Ja.»

Pause.

Pater Matthias blieb stehen, blickte zu Boden — und dann begann er seine Wanderung aufzuneuen.

«Es ist da eine Merkwürdigkeit, die ich vergessen habe, Ihnen mitzuteilen. Mein Hellscherkorporal Collani hat sich 1920 in Oran anwerben lassen — schon das ist sonderbar, daß er auf afrikanischem Boden engagiert hat — und während des großen Krieges soll er sich, Angaben zufolge, die bei seinen Personalakten lagen, als Krankenpfleger in Marokko betätigt haben — in Fez. In Fez ist mein Bruder gestorben, das wissen Sie wohl, Inspektor. Ich war damals auch im Land, ich zog in der Gegend von Rabat herum und wußte nichts davon, daß Victor im Sterben lag ...»

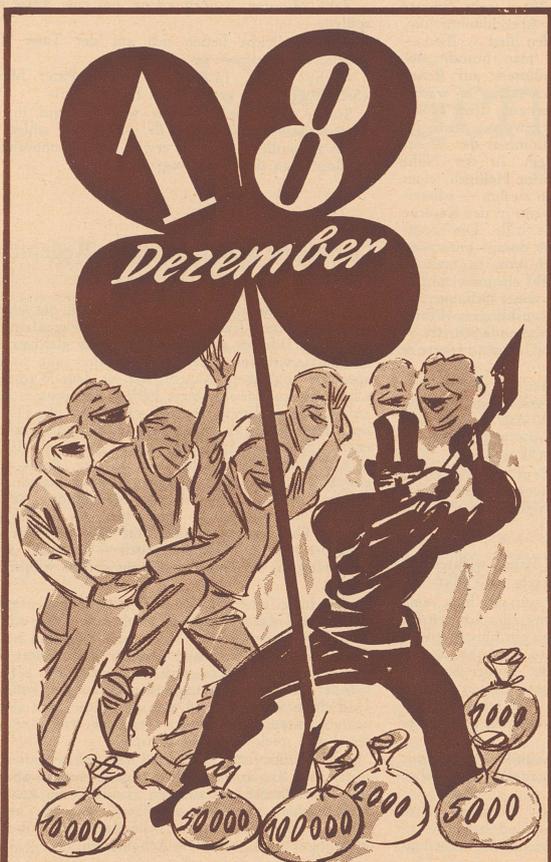
Er gibt also zu, im Land gewesen zu sein, dachte Studer. Auch er trägt einen Bart. Gekräuselt kann man ihn zwar nicht nennen, es ist ein Schneiderbart. Aber eine Ähnlichkeit mit der Photographie über dem Bette der Sophie ist unverkennbar — wie komm' ich nur auf so verrückte Gedanken? Der Geologe und der Pater ein und dieselbe Person? — Er starrte wieder auf die beiden Frauenbilder, die auf seinem Knie lagen.

«Nicht einmal zum Leichenbegängnis meines Bruders habe ich kommen können ... Als ich nach einem Monat Fez erreichte, war Victor schon unter der Erde. Nicht einmal sein Grab habe ich besuchen können. Man hatte ihn ins Massengrab geworfen, sagte man mir, eine Blatternepidemie wütete damals gerade ...»

Studer zog sein Ringbuch, um dem Absatz über «Cleman Alois Victor» einen Nachtrag zu geben — da flatterte ein zusammengefaltes Blatt Papier zu Boden. Der Pater war flinker, er hob es auf und gab es dem Wachtmeister zurück — einen kurzen Augenblick behielt er es in der Hand und betrachtete es aufmerksam ... «Danke», sagte Studer und beobachtete zwischen den Wimpern den weißen Vater. Er trug, gerade jetzt, seinen Namen nicht mit vollem Recht. Denn seine Gesichtshaut, von der Sonne gebräunt, war grau gefleckt. Und der Wachtmeister hätte jede Wette eingegangen, daß der Mann mit dem Schneiderbärtchen bleich geworden war ...

Warum? Studer steckte das gefaltete Blatt scheinbar achtlos in seine Busentasche. Wie dick sich das Papier

(Fortsetzung Seite 1592)



An der Schlussziehung vom 18. Dezember wird der so überaus beliebte Gefa-Kaminfeger entscheiden, wem das grosse Glück zufallen soll. Aber es sind so unendlich viele Gewinne zu verteilen - er wird viel Arbeit haben. Dafür wird es auch viel glückstrahlende Gesichter geben. Kaufen auch Sie noch rasch - diese Chance sollten Sie nicht verpassen. So etwas bietet sich nicht so rasch wieder: Die Nachbarn des Haupttreffers erhalten je ein Auto, die Nachbarn der mittleren Gewinner Barbeträge. Die Gefa 1 hat pünktlich abgeschlossen und die Gewinne restlos ausbezahlt - so wird es auch bei der zweiten sein.

2 sichere Treffer pro Serie

- 1 à Fr. 100,000.-
- 1 à Fr. 50,000.-
- 2 à Fr. 20,000.-
- 10 à Fr. 10,000.-
- 10 à Fr. 5,000.-
- 50 à Fr. 1,000.-
- etc. etc.

30,444 Treffer
Losversand nach der
ganzen Schweiz

Lospreis Fr. 10.- Zehnerserie mit mindestens 2 sichern Treffern Fr. 100.- Porto 40 Cts. Ziehungsliste 30 Cts. beifügen. Briefadresse: Postfach 37, Grenchen. Postcheckkonto Gefa Grenchen Va 1821. Tel. 85.766. Diskrete Zustellung der Lose.

SOLOTHURNISCHE
GEFA II
Genossenschaft für Arbeitsbeschaffung



Fr. 1.25
große Tube

Rasier-Creme und
Teintpflege zugleich, reich
an **Milchweiß**, darum für ganz
empfindliche Haut zuträglich. Herrlicher
Schaum, rasches Einweichen, glatter sauberer Schnitt.

ASPASIA A.-G., Seifen- und Parfümeriefabrik, Winterthur



Wie notwendig es ist, sein Haar zu pflegen und es wirksam gegen drohende Gefahren zu schützen, das beweisen erneut die Forschungsergebnisse unserer medizinischen und chemischen Mitarbeiter.

Auf Haar und Haarboden konnten mikroskopisch kleine, pilzartige Keime entdeckt werden, die sich als häufige Ursache von Kopfsjucken, Schuppenbildung und Haarausfall erwiesen. Millionenfach können diese Keime überhandnehmen und eine dauernde Gefahr für den gesunden Haarwuchs bilden.

DIE TÄGLICHE

„Wirkstoff-Minute“

MIT TRILYSIN

enthebt Sie der Sorge um Ihr Haar!

Durch einen neuen Wirkstoff gelang es, diese Gefahr zu bannen. Der neue Wirkstoff im Trilysin vernichtet mit Sicherheit diese Schädlinge. Daher ist es wichtig für Sie, Trilysin zu verwenden. Dank des neuen Wirkstoffes im Trilysin wird durch die tägliche „Wirkstoff-Minute“ eine bisher unerkannte Ursache von Kopfsjucken, Schuppenbildung und Haarausfall beseitigt.



Links: Pilze in Kopfhautschuppen vor Trilysin-Behandlung. Rechts: Kopfhautbefund der gleichen Falles nach Trilysin-Behandlung: Pilze sind verschwunden.



Zugleich führt Trilysin Haar und Haarboden wertvolle Nähr- und Aufbaustoffe zu und bietet Ihnen so die Gewähr für die Erhaltung und Entwicklung eines gesunden, schönen Haares. Nehmen Sie daher zur vollkommenen Haarpflege regelmäßig Trilysin! Flaschen zu Fr. 4.25 und Fr. 6.75. Bei trockenem, sprödem Haar oder sehr empfindlichem Haarboden außerdem Trilysin-Haaröl, Flasche zu Fr. 2.-

Trilysin

enthält diesen neuen Wirkstoff

Für die schonende Haarwäsche bildet Trilypon — seifen- und alkaliefrei — eine wertvolle Ergänzung der Trilysin-Haarpflege. Trilypon reinigt Kopfhaut und Haar mild, aber gründlich; das Haar wird glänzend, duftig und frisch. Flaschen zu Fr. 1.25 u. 2.75.

TRILYSIN-HAARPFLEGE — IMMER IM SCHRITT MIT DER FORSCHUNG

W. BRÄNDLI & CO., BERN

anföhle! Das war ihm in Basel nicht aufgefallen, als er vor der Nase des rosigten Sanitätspolizisten die Fieberkurve kaltblütig eingesackt hatte...

Pater Matthias hatte also die Fieberkurve wiedererkannt? Wo hatte er sie gesehen? Bei seinem «Hellscherkorporal»?

Und zum ersten Male stieg in Wachtmeister Studer die Vermutung auf, daß die Geschichte vom Hellscherkorporal, die er als Märchen abgetan hatte, eine Bedeutung haben könne — keine okkulte, keine metapsychische, keine hellseherische, nein! Die Geschichte vom Hellscherkorporal mußte man werten wie einen scheinbar dummen Schachzug, den ein kluger Gegner gemacht hat. Man tut den Zug mit einem Achselzucken ab — aber siehe da: nach sechs, sieben Zügen merkt man, daß man in eine Falle geraten ist...

Es empfahl sich, alles, was mit dieser Hellschergeschichte zusammenhing, genau und sorgfältig zu prüfen. Das würde schwierig sein, von hier, von Bern aus. Aber wozu hatte man gute Bekannte in Paris? Madelin, den Divisionskommissär, der von einem Dutzend Inspektoren «Patron» genannt wurde? Wozu hatte man Godofreys, des wandelnden Lexikons, Bekanntschaft gemacht? Zwar auf ein Erblassen allein ließ sich keine Theorie aufbauen. Ueberhaupt Theorien! Zuerst und vor allem hatte man sich in die g'spässigen Verhältnisse der Familie Cleman einzuleben. Ja! Einzuleben! Dann konnte man weiter sehen.

Und Studer schrieb unter den Absatz, der von Cleman (Victor Alois) handelte, das Wort: «Massengrab» und unterstrich es doppelt.

Der Pater stand am Fenster und blickte in den Hof. «Eine Blatternepidemie», sagte er. «Ich verlangte, die Krankengeschichte meines Bruders zu sehen. Alle Krankengeschichten des Jahres 1917 waren vorhanden, selbst die eines namenlosen Negerleins, auf dessen Blatte stand: 'Mullatte, fünfjährig, eingeliefert — Exitus —'. Die Krankengeschichte meines Bruders fehlte. Jawohl Inspektor, sie fehlte. 'Wir wissen nicht...'. 'Wir bedauern...'. Drei Monate nach seinem Tod war die Krankengeschichte nicht mehr zu finden...

«Unwahrscheinlich, nicht wahr?»

«Und vierzehn Jahre später sagt mir ein hellseherisch veranlagtes Individuum, nachdem ich es aus der Trance geweckt hatte: 'Der Tote wird die Frauen in den Tod holen. Er will Rache nehmen. Der Tote wird die Frauen in den Tod holen...'. Dies wiederholt der Hellscherkorporal, dann beschreibt er meinen Bruder, seinen gekräuselten Bart, seine Brille... Ich weiß, Sie können sich nicht vorstellen, wie das auf mich gewirkt hat, dazu

müßten Sie Géryville kennen. Sie müßten mein Zimmer gesehen haben, angefüllt mit grüner Abenddämmerung, das Städtchen, rund um mein Haus, den Bled... Bled — das heißt Land auf arabisch. Aber man braucht das Wort auch für die Ebenen, die endlosen, auf denen das dürre Alfagras wächst; nie ist es saftig, es wächst schon als Heu... Und still ist es auf dem Hochplateau! Still!... Ich bin die Stille gewohnt; denn ich habe lange genug in der großen Stummheit der Wüste gelebt... Aber Géryville ist anders. In der Nähe des Städtchens liegt das Grabmal eines Heiligen, eines Marabu, die Hirtenstämme wallfahren zu ihm — schweigend. Sogar die Rufe der Hörner, wenn in der Kaserne die Wache aufzieht, schluckt die große Stille. Die Trommeln dröhnen nicht, sie murmeln nur dumpf unter den Schlegeln... Und nun stellen Sie sich vor, in meinem grünlich erleuchteten Zimmer beschreibt ein unbekannter Mensch meinen Bruder, spricht mit seiner Stimme... Pater Matthias ließ das letzte Wort ausklingen. Plötzlich wandte er sich um — drei weitausgehende Schritte — und er stand vor dem Wachtmeister. Dringend fragte er und sein Atem ging schwer:

«Was glauben Sie, Inspektor? Meinen Sie, mein Bruder sei noch am Leben? Glauben Sie, er stecke hinter diesen beiden düsteren Mordfällen — denn daß es sich um Morde handelt, werden auch Sie nicht mehr leugnen wollen. Sagen Sie mir ehrlich, was denken Sie?»

Studer saß da und hatte die Unterarme auf die Schenkel gelegt, die Hände gefaltet. Seine Gestalt wirkte massig, schwer und hart, wie einer jener Felsblöcke, die man auf Alpwiesen sieht.

«Gar nüt!»

Nach dem langen Redeschwall des Paters wirkten die beiden Worte, gesprochen wie ein einziges, als Punkt.

Und dann stand der Wachtmeister auf. Er hielt seine leere Kaffeetasse in der Hand und ging zum Schütstein, um sie dort abzustellen. Da packte ihn ein Hustenanfall, der in der kleinen Küche so laut tönte, als habe man in ihr einen Rudel Dorfkörter losgelassen. Studer zog sein Nastuch — aber dem Schütstein hatte er den Rücken zugewandt — und als er das weiße Tuch wieder in der Seitentasche seiner Kutte verschwinden ließ, enthielt es einen harten Gegenstand.

Es enthielt die Tasse, auf deren Grunde er einen mit Sommfen vermischten Kaffeeerst festgestellt hatte. Aber die Tasse — war ausgespült worden...

Von wem? Das Inspizieren der Wohnung hatte höchstens zehn Minuten gedauert — und hernach saß Pater Matthias im Klubsessel und spielte das Scheschiaspiel...

Zehn Minuten... Zeit genug, um eine Tasse auszuspielen.

Aber vielleicht ließen sich auf der Tasse Fingerabdrücke feststellen?...

«Geht's besser, Inspektor?» fragte Pater Matthias. «Sie sollten etwas gegen Ihren Husten tun!»

Studer nickte; sein Gesicht war rot und in seinen Augen glitzerten Tränen. Er winkte ab, schien etwas sagen zu wollen, aber das erwies sich als unnötig, denn es klopfte an der Wohnungstür...

Der kleine Mann im blauen Regenmantel und der andere.

Es stand aber vor der Tür eine Dame, die sehr dünn war und deren kleiner Vogelkopf eine Pagenfrisur trug. Sie stellte sich vor als Leiterin der im gleichen Hause einquartierten Tanzschule und tat dies mit so ausgesprochenem englischem Akzent, daß es dem Wachtmeister schien, als komme in diesem Falle (auch wenn es der von jedem Kriminalisten erhoffte «Große Fall» war) sein Berdeutsch zu kurz: Bald mußte man Französisch reden, bald Schriftdeutsch, dann gurgelten die Basler — und nun war also Englisch an der Reihe... Die ganze Geschichte ist hochgradig unschweizerisch, dachte Studer dunkel, obwohl alle Handelnden Schweizer sind — mit Ausnahme immerhin des Hellscherkorporals, über dessen Nationalität sich der Pater nicht geäußert hat... Unschweizerisch — genauer: ausländisch, ein langes und nicht gerade wohlklingendes Wort...

«Ich habe eine Beobachtung mitzuteilen», sagte die Dame, und dazu wand und drehte sie ihren schlanken Körper — unwillkürlich hielt man Ausschau nach der Flöte des indischen Fakirs, deren Töne diese Kobra zum Tanzen brachten. «Ich wohne unten...» (Schlingelnde) Arm, der Zeigefinger deutete auf den Fußboden.) Und dann schwieg die Dame plötzlich, denn sie beobachtete erstauend den Pater: dieser saß wieder im Klubsessel und spielte das Scheschiaspiel.

Der Wachtmeister aber stand da, stocksteif, die Hände unter dem Raglan in die Seiten gestemmt; so ähnelte er einer Schildkröte, die auf den Hinterpfoten steht — in Bilderbüchern sieht man die Tiere bisweilen in dieser Haltung abgebildet. Studers schmaler Kopf und magerer Hals unterstrich noch diese Ähnlichkeit.

(Fortsetzung folgt)



1938
besser als je!

so sicher fährt

CITROËN

auf nasser Straße!

Spitzenleistungen. 120 km/st. Große Beschleunigung durch obengest. Motor und kleines Gewicht. **Fahrsicherheit** durch schleuderfreien **Vorderradantrieb**, tiefe Schwerpunkt lage gegeben durch Torsionsstabfederung, hydr. Bremsen, Ganzstahlkarosserie, Sicherheitsglas ringum. Größter **Komfort** und **Bequemlichkeit**, geräumige Karosserie, leichte Lenkung und beste Kurvenstabilität. Äußerst **sparsam**. Bei 60 km Durchschnitt nur 9,8 Liter auf 100 km.

2-8-Plätzer, 8 und 10 Steuer-PS. **ab Fr. 5950.-**

Besichtigen Sie die Ausstellung der neuen Modelle bei

b. Bundesbahnhof
Telephon 24.860

BASEL **Schlatterbeck** ZÜRICH
AUTOMOBILE A.G. seit 1899

Falkenstraße 12
Telephon 26.964



Generalvertreter für die ganze Schweiz